

# Stil und Wirklichkeit

*Die Sprache ist ein Echolot in die eigenen Höhlen und Abgründe. Von Martin R. Dean*

Felix Philipp Ingolds beherzte Schelte der jüngeren zeitgenössischen Literatur verlockt zum Widerspruch, weil sie Stil, zumal den «hohen», als eine Norm setzt und ihn der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur weitgehend pauschal abspricht. Gewiss mag er recht haben in dem Punkt, dass sich der Schreibgestus mit der Etablierung digitaler Kommunikationskanäle beschleunigt hat und der Stauraum der Innerlichkeit zusehends kleiner wurde.

Auch wird sich niemand an seiner These stossen, dass ebendiese schnelle Verschriftlichung von Gedanken und Mitteilungen im Alltag eine zuweilen schmerzhaft Verlüderung herbeiführt. Im Zentrum seiner Invektive steht aber die durch eine angebliche Angleichung der Literatursprache an die Alltagssprache beförderte «Stillosigkeit» der «mehrheitsfähigen Gegenwartsliteratur», die keine «Literatursprache» mehr schafft.

Recht hier nicht ein längst überholter Oberflächlichkeitsverdacht sein greises Haupt, dem «schwierig» auch immer «gut» bedeutet, als könnte gehobenes Pathos statt mehr Kunst mitunter nicht auch Kitsch bedeuten?

## Lesen lernen

Stil ist keine Setzung, ein Autor wählt seinen Stil so wenig, wie er sich nach Belieben Stoffen zuwendet. Während ein Stoff oft den Autor verfolgt und ihn über Jahre bedrängt, der Stoff also den Autor und nicht umgekehrt wählt, wächst der Stil sowohl an der eigenen Sprache wie auch an der Bewältigung des Stoffes. Stil bemisst sich nicht nach Kategorien wie «gehoben» oder «niedrig», sondern am Wahrheitsgehalt dessen, was er, als sedimentierte Form, vom Stoff zum Ausdruck bringt. Eine «Literatursprache» an sich gibt es nicht. Diese Erfahrung versuche ich Studenten weiterzugeben.

Was aber ist an Schreibinstituten überhaupt zu lehren und zu lernen? Gewiss, man lernt, wie aus Erfahrung Stoff wird, wie man aus Stoffen ein Konzept destilliert, aber das lässt sich ebenso in einschlägigen Ratgebern nachlesen. Da erfährt der Schreibwillige, der solche Anleitungen auch zwischen den Zeilen zu lesen imstande ist, dass Schreibregeln einem strengen Paradox unterworfen sind, dass sie dazu da sind, gebrochen zu werden, indem man sie strikt einhält. Er lernt, mit der Enttäuschung umzugehen, dass sein Text nie ganz dem entspricht, was er sich vorgestellt hat, und dass das Werk, wie Benjamin sagte, immer nur die Totenmaske der Konzeption ist.

Zuerst aber lernt der Schreibwillige

zuzuhören, lernt vielleicht sogar das Lesen. Denn jede Prosa hat ihren eigenen Ton; ihn beim Vorlesen zu hören, schafft die Voraussetzung für die Herausbildung einer eigenen Sprache. Schreiben lernen hiesse dann zuerst lesen und zuhören lernen, bis es in einem selber zu formulieren beginnt. Wenn einem etwas sprechend wird, ist der Keim fürs eigene Schreiben gelegt.

Bevor man zur eigenen Sprache kommt, kommt so die Sprache zu einem. Sie kommt zu den Dingen und stellt sie wieder her oder erzählt eine Handlung, oder sie erfindet ein inneres Drama. Bevor man die Welt zur Sprache bringt, muss sie einem sprechend werden.

## Die Welt erzählbar machen

Jeder Schreibende sucht eine eigene Sprache. Wer einen hohen Stil anstrebt, gerät in Gefahr, hohle, inhaltsleere Prosa zu fabrizieren. Stil ist der Niederschlag jener Form, die die Sprache unter dem Diktat der Wahrhaftigkeit erzählerischer Erfahrung annimmt. Wahrer Stil kann schlicht sein, wenn es das Erzählte will. Ohne einen Innenraum gibt es keine Aussenresonanz. Ohne Echolot in die eigenen Höhlen, Abgründe und Schlünde keinen Wortraum aussen. Hören bildet unser Selbst, lange bevor unsere Geschichten beginnen. Eine eigene Sprache zu finden, macht die Welt auch nicht erklärbar, nicht durchschaubar, aber erzählbar. Erzählbar im Sinne guter Literatur ist nur das, was mit eigenen Worten erzählt werden kann.

Den «Kollektivstil», den Felix Philipp Ingold bei heutigen literarischen Texten beobachtet, hat es zu allen Zeiten und an allen Orten gegeben, manche Namen sind geblieben, die meisten vergessen. Aber sie sind der Bodensatz, aus dem sich ein eigenes Sprechen bildete und bildet, das durchaus mimetisch Alltagssprache verwenden kann. Hätten Autoren jedoch nicht immer wieder den «hohen Stil» gebrochen, die Literaturgeschichte wäre mit Goethe an ihr Ende gekommen. Soll die Literatur weiterhin vom beschädigten Leben erzählen, wird sie sich sprachlich diesem so eng wie nur möglich anverwandeln müssen. Da kommt Wahrheit vor Erhabenheit.

---

Der Autor **Martin R. Dean** lebt in Basel. Seine Essays «Verbeugung vor Spiegeln» erschienen 2015 beim Verlag Jung und Jung.